Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 1 (1945)
Heft: 5

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wicklung „zurücktreten von etwas, verzichten, unterlassen“, was in der heutigen Amtssprache (bezeichnenderweise zu einer hauptwörtlichen Fügung zerdehnt!) weiterlebt als „Abstand nehmen von etwas“. So ließen sich auch an den andern Zusammensetzungen ähnliche, z. T. noch weit reichere Entwicklungsreihen aufzeigen, z. B. von „*verſta*“ zu den heute allein noch lebendigen Bedeutungen „mit dem Gehör erfassen, begreifen“, von „g'*ſta*“ als „still halten“ bis zu „bekennen“ usw. H. W.

Paul Oettli, Deutschschweizerische Ortsnamen. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach (Zürich). 144 Seiten. Kart. Fr. 5.50, Leinen Fr. 6.50.

Der letzten Nummer des „Sprachspiegels“ lag das Werbeblatt des Verlages bei; es schickt sich aber, daß wir das Büchlein auch von uns aus besprechen und empfehlen, ist es doch das neueste Heft (Nr. 15) in der Reihe unserer „Volksbücher“, von demselben Verfasser, unserm treuen alten Mitgliede, mit derselben Gründlichkeit und mit demselben Geschick verfaßt wie früher seine „Deutschschweizerischen Geschlechtsnamen“. Die Ortsnamenforschung war lange ein Tummelplatz für sprachliche Spielerei und Volksphantasie — hier haben wir die Ergebnisse gründlicher Gelehrtenarbeit, aber lebendig, anschaulich, anregend, geradezu unterhaltsam zusammengetragen. Das Werklein ist schon bequem als Nachschlagewerk für einzelne Namen, über deren Sinn und Herkunft man gerne Auskunft hätte und mit Hilfe des Namenweisers leicht findet, aber es kann auch im Zusammenhang gelesen werden; denn der Stoff ist nicht äußerlich nach dem ABC, sondern nach Sachgruppen übersichtlich geordnet und eröffnet uns Blicke in ein eigenartiges Stück Sprach- und Volksleben.

Briefkasten

W. B., W. Etwas streng sind Sie wohl gegen „die lückenlose Anwesenheit der aufgebotenen Jünglinge“. Sie haben schon recht: streng genommen kann nur eine Gesamtheit, ein Verein zum Beispiel, lückenlos anwesend sein, nicht die Einzelwesen, die Jünglinge. Aber diese sind doch gesamthaft aufgeboten worden und stellen eine Gesamtheit, ein Aufgebot dar, und darum darf man diesen Ausdruck wohl durchschlüpfen lassen.

A. M., St. G. Daß Untiefen gefährlich sein können, darüber sind alle einig; aber wie ein Rekrut in einer Untiefe ertrinken kann, ist in der Tat nicht leicht verständlich. Die Vorsilbe un- (verwandt mit lat. in-, griechisch a[n]: inaktiv, anonym) stand ursprünglich nur vor Eigenschaftswörtern: unreif, uneben, ungehorsam, und hatte ursprünglich, wie meistens heute noch, *verneinenden* Sinn. Von diesen hat man Hauptwörter abgeleitet: Unreife, Unebenheit, Ungehorsam. Andere sind unmittelbar aus Hauptwörtern entstanden: Unheil, Unglück, Unlust u. v. a. Es gibt aber Hauptwörter, die an und für sich neutral sind, so daß es zu ihnen eigentlich keinen Gegensatz geben kann: Art, Fall, Tat, Wetter. Wenn man diesen

die Silbe un= vorsetzt, deutet man an, sie seien „aus der Art geschlagen", und zwar nach der schlechteren Seite. In Unart, Unfall, Untat, Unwesen, Unwetter hat die Vorsilbe un= also *verschlechternd* gewirkt, und da uns das Schlechte stärker zu erregen pflegt als das Gute, ist von da der Schritt nicht mehr weit zur *verstärkenden* Bedeutung der Vorsilbe, obschon das der ursprünglichen Bedeutung widerspricht. So ist un= zu verstehen in Unmasse, Unmenge, Unzahl, Untier. — Wie steht es nun mit Untiefe? Das Wort ist natürlich entstanden aus untief, und dieses bedeutet das Gegenteil von tief, also seicht. Eine Untiefe ist für den Seemann gefährlicher als eine noch so große Tiefe, und in diesem Sinne wird es noch heute und allgemein im Seewesen gebraucht, seit dem 18. Jahrh. aber auch im Sinne der Verstärkung, und so stellt Duden nebeneinander die Bedeutungen: seichte Stelle und abgrundartige Tiefe; (ähnlich Sanders und Brockhaus). Welches von beiden jeweilen gemeint ist, kann man in der Regel aus dem Zusammenhang erraten, aber vielleicht doch nicht immer, und die verneinende Bedeutung ist in unserm Sprachgefühl doch zu stark, als daß wir bei dieser Zeitungsnachricht nicht stolpern sollten. Wenn der Ausdruck also nicht geradezu als falsch bezeichnet werden kann — „Vertiefung" wäre besser gewesen.

F. S., B. Zu der in Nr. 2, S. 29, behandelten Frage: „Herr oder Herrn in der Briefanschrift?" senden Sie uns folgende Erwiderung:

„Herr" ist nicht nur kürzer als „Herrn", sondern befriedigt auch sprachlich, im Gegensatz zu „Herrn", das ohne das Verhältniswort „an" gegen das Sprachgefühl verstößt. Unsere Altvordern haben übrigens u. W. hinter „an" in der Regel auch den Artikel gesetzt. Sie schrieben beispielsweise: „An den löblichen Rat der Stadt Bern", „an den hochgelahrten Herrn ...". Man denkt dabei unwillkürlich an Zöpfe; aber diese Schreibweise hatte wenigstens Sinn. „Herrn" ohne „an" in der Adresse ist im Grunde genommen falsch, namentlich wenn im Textteil statt der Anrede „P. P." (praemissis praemittendis = man nehme an, der gebührende Titel sei vorausgesetzt) steht oder ohne jede Anrede gleich mit dem Text begonnen wird, wie es heute im amtlichen und geschäftlichen Verkehr vielfach üblich ist, namentlich seitdem in zunehmendem Maße Fensterbriefe verwendet werden. Die Ansicht ist nicht stichhaltig, die Anschrift auf dem Umschlag sei gar nicht an den Empfänger gerichtet, sondern an die Post und bedeute eigentlich: „Lieber Briefträger, sei so gut und bringe diesen Brief dem Herrn Müller!" Ebensogut kann man sich den Postboten vorstellen, wie er dem Adressaten zuruft: „Herr Müller, hier ist ein Brief für Sie!" Uebrigens wird die meiste Post — mit Adresse und Frankatur — Eigentum des Empfängers, hat also zu ihm ein engeres Verhältnis als zur Postanstalt, die nur Mittlerin ist. Sinnvoller ist also die Anschrift „Herrn" sicherlich nicht. Sie wird sich noch eine Zeitlang halten und dann verschwinden wie „Frauen" samt den zugehörigen Reifröcken. Be=

haupten dürfte sich jedoch „Herr“, wie sich das Normalformat gegen eine Vielzahl willkürlicher Formate durchgesetzt hat, und zwar mit Recht.

Darauf ist zu erwidern: Daß sich das Normalformat gegen eine Anzahl willkürlicher Formate mit Recht behauptet hat, wollen wir nicht bezweifeln. Es besteht aber ein Unterschied zwischen körperlichen Dingen, wie z. B. dem Papierformat, und geistigen, wie es die Sprachformen sind. Es ist möglich, daß sich auch die Form „Herr“ als „Normalform“ durchsetzen wird — wir leben ja im Zeitalter der Mechanisierung und der — Gleichschaltung. Ganz falsch aber ist Ihre Ansicht, die Form „Herrn“ sei ohne das Vorwort „an“ unverständlich. Wie wir schon in Nr. 2 gesagt (Sie scheinen das übersehen zu haben), ist „Herrn“ die heute noch regelmäßige Form des Wemfalles, d. h. sie antwortet auf die Frage: „Wem schicke (oder schreibe) ich diesen Brief?“ Man kann natürlich auch fragen „An wen?“ und hat auch schon so geschrieben, aber man muß nicht so fragen und tut es gewöhnlich nicht. Falsch ist auch die Meinung, die Anschrift auf dem Briefumschlag sei nicht an die Post gerichtet, sondern könne ebensogut vom Postboten aus verstanden werden. Wer schreibt denn die Anschrift? Der Postbote? Doch wohl der Absender, und der wird sich schwerlich fragen, wie sich der Postbote zum Empfänger stellen werde, sondern wie er selbst zu ihm stehe. Gewiß ist das Verhältnis des Absenders zum Empfänger enger als das zur Post, aber die Post ist eben doch die notwendige Mittlerin, und ohne sie käme der Brief nicht an seinen Ort, trotz dem innigsten Verhältnis. Daran werden auch die Fensterbriefe nichts ändern; denn auch bei ihnen dient die Anschrift zunächst der Post und ist als solche unbedingt notwendig; ihr zweiter Dienst ist weniger nötig und mehr eine Sache der Höflichkeit. Ganz abwegig ist der Schluß, weil die Form „Frauen“ von der Anschrift verschwunden sei wie der Reifrock aus der Mode, so werde auch die Form „Herrn“ verschwinden. Sie ist verschwunden, weil sie als Wemfall der Einzahl aus dem übrigen Sprachgebrauch schon längst verschwunden war und von Unkundigen gar nicht mehr verstanden oder mißverstanden, nämlich als Mehrzahl aufgefaßt wurde. Der Wemfall von Herrn ist aber noch durchaus lebendig, und Sie selber werden nie anders sprechen oder schreiben als: „Ich werde Herrn Müller einen Brief schreiben.“ Oder halten Sie auch das für einen Zopf oder für etwas wie den Reifrock?

Th. M., Z. Wie, wo und wann die Redensart „Das ist eine Binsenwahrheit“ aufgekommen ist? Unter einer Binsenwahrheit versteht man ziemlich allgemein eine Selbstverständlichkeit (so nach Kluge und Paul; Weigand versteht darunter „eine Wahrheit wie eine Binse dünn und dürftig“). Aber warum? Das ist noch nicht recht abgeklärt. Der Ausdruck ist noch nicht alt; das älteste Wörterbuch, das ihn enthält, ist der 1885 erschienene Ergänzungsband zum Handwörterbuch von Sanders mit der Erklärung: ohne Knoten, ohne Schwierigkeit, wobei er auf zwei uns leider heute unzugängliche, aber ebenfalls neuere Belegstellen hinweist. Ist der Ausdruck noch

nicht alt, so kann er doch mit einer im Altertum üblichen Redensart zusammenhängen: in scirpo nodum quaerere, d. h. an einer Binse Knoten suchen. Die Binse ist bekanntlich glatt; ihr Halm weist keine Knoten auf, und wer solche sucht, macht sich unnötige Schwierigkeiten. In diesem Sinne verwandte schon im 18. Jahrhundert Wieland das Wort Binse, und in einer 1836 geschriebenen Erzählung wird die Pflanze im Spott mit philosophischen Wahrheiten in Zusammenhang gebracht; das könnte dann später auf den Ausdruck geführt haben.

Das Kleid des „Sprachspiegels"

Wir saßen da im Arbeitsausschuß des Sprachvereins und berieten über die Schrift für den „Sprachspiegel", wie nun die neue Zeitschrift endgültig heißen sollte. Im nationalsozialistischen Deutschland galt bekanntlich lange die Fraktur als einzig eines Deutschen und seiner Sprache würdig; bis dann mit dem Eindringen in fremde Räume auf einmal die Antiqua, dem Verkehr mit andern Völkern zuliebe, nicht allein als der deutschen Sprache würdig, sondern für die Weltgeltung Deutschlands als geboten galt.

Derlei Erwägungen beschäftigten uns natürlich nicht. Aber die Frage: Fraktur oder Antiqua? tauchte doch einen Augenblick auf. Bei uns in der Schweiz verliert die Fraktur langsam an Boden. Manche Zeitungen, die früher in Fraktur gedruckt wurden, erscheinen jetzt in Antiqua, die deutsche Schreibschrift ist längst aufgegeben, und in den Schulen herrscht, wenigstens im ersten Schuljahr, die einfachste und nüchternste Form der Antiqua, die sogenannte Groteskschrift. Aber mit der Fraktur geht etwas an Kulturwerten verloren, und über ihre bessere oder schlechtere Lesbarkeit herrschen die verworrensten Ansichten. Und sie hängt einmal eng mit der deutschen Sprache zusammen, sie ist ihr Eigenkleid.

Die bisherigen „Mitteilungen" waren in Fraktur gedruckt, und so waren wir uns bald einig, auch für den „Sprachspiegel" dabei zu bleiben. Die Schrift des Hauptteils ist die vom Schriftkünstler Rudolf Koch geschaffene Koch-Fraktur, eine sich der gotischen Schrift nähernde Abwandlung der eigentlichen Fraktur. Daß sie nicht auch für den zweispaltig gesetzten Teil dient, ist ein kleiner Schönheitsfehler, an dem der Krieg schuld ist. Die Druckerei besitzt die Koch-Fraktur nicht in dem benötigten kleineren Grad, und sie ist gegenwärtig nicht zu beschaffen.

Die edlen Formen der Koch-Fraktur verdienen es, sie sich näher anzusehen. Rudolf Koch, der auch die herrliche deutsche Schrift für das neue Kirchengesangbuch geschaffen hat — man kann sie im Probeband sehen —, war ein Schriftgestalter von höchstem Rang, ein Handwerker im Sinne der bedeutenden Handwerker des Mittelalters und ein begnadeter Künstler, der weit über die deutschen Grenzen hinaus die Buchdruckerkunst mit neuem Geist erfüllt und maßgebend beeinflußt hat.

Der Titel „Sprachspiegel" ist nicht gesetzt; er wurde vom Zürcher Graphiker Ed. Schupp in Anlehnung an die Koch-Fraktur gezeichnet. H. B.